

Berlin

Die Nacht
der
Nächte

10. November 1989 um 2.40 Uhr: Der Autor (r.) mit Freunden am Kudamm vor der Gedächtniskirche.

THOMAS MACHOWINA

Reform Stasi-Akten sollen ins Bundesarchiv

Von Markus Decker

Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, Roland Jahn, hat ein Konzept zum Umgang mit den Stasi-Akten und der Umwandlung der Behörde erarbeitet. Das erfährt die Berliner Zeitung (Redaktions-Netzwerk Deutschland) aus Aufarbeitungs- und Parlamentskreisen.

Das Konzept, das der 65-Jährige den Bundestagsfraktionen vorstellt, sieht die Übergabe der Akten ans Bundesarchiv vor. Zugleich soll es statt eines Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen künftig einen Bundesbeauftragten zur Aufarbeitung der SED-Diktatur geben, der für deren Opfer zuständig sein und einen Stab für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit unterhalten soll. Er soll Zugriff auf die Stasi-Akten behalten. Im Gegenzug soll es in jedem ostdeutschen Land nur noch eine Außenstelle geben; bisher sind es jeweils zwei oder drei.

Amtszeit endet 2021

Offenbar möchte Jahn den Posten des Beauftragten übernehmen. Er war 2011 vom Bundestag gewählt und 2016 nach kontroverser Debatte in der Großen Koalition wiedergewählt worden; seine Amtszeit endet 2021. Elisabeth Motschmann (CDU/CSU-Fraktion) bestätigte, dass Jahn die Ideen mündlich vorgestellt habe; bis Jahresende würden schriftliche Eckpunkte folgen. Details wollte sie nicht nennen und verwies auf notwendige Gespräche mit den Ländern und Opferverbänden. Entscheiden muss der Bundestag.

Eine Experten-Kommission unter Vorsitz des einstigen Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt, Wolfgang Böhmer (CDU), hatte 2016 Empfehlungen zum Umgang mit den Stasi-Akten vorgelegt. So sollte die Behörde bis Ende 2021 in das Koblenzer Bundesarchiv überführt werden; die Akten selbst sollten in der Berliner Normannenstraße bleiben.

Der Vorsitzende des Stiftungsrates der Bundesstiftung Aufarbeitung, Markus Meckel, kritisierte die mögliche Schaffung eines Aufarbeitungsbeauftragten. „Das ist eine Schnapsidee“, sagte er. „Die Stellen sollte man lieber der Bundesstiftung Aufarbeitung geben, damit sie ihre Aufgaben besser erfüllen kann.“

Ich stand im grellen Scheinwerferlicht der DDR-Grenzer und pinkelte an die Berliner Mauer. Es ging nicht anders, im Todesstreifen gab es keine Toilette und keinen Baum. Nur dieses extrem ausgeleuchtete freie Schussfeld. Kurz davor wäre das, was ich da tat, noch eine unmögliche Provokation gewesen. Der Staat hätte sich das nicht gefallen lassen; ein paar Uniformierte hätten sich auf mich gestürzt und mich verhaftet. Mindestens.

Grenzübergang Invalidenstraße – Ostseite. Obwohl ich seit Jahren in Berlin lebte, war ich dort noch nie gewesen. Die Mauer war tabu. An jenem Tag aber war alles anders als an den 10315 Tagen davor – seit die DDR die Grenze geschlossen hatte. Es war der 9. November 1989, der Tag, an dem alles möglich schien. Und an den antifaschistischen Schutzwall zu pinkeln, war enorm befreiend.

Es gibt eine Sache, die absolut unzuverlässig ist: die menschliche Erinnerung. Denn obwohl ständig etwas passiert, funktioniert die Wahrnehmung anders: Es gibt Lebensjahre, die in der Erinnerung wie ein paar belanglose Tage zerfließen. Fachleute sprechen von der Notwendigkeit, vergessen zu können, damit das Gehirn nicht überhitzt. Das Gedächtnis ist gnadenlos und speichert nur wichtige Dinge, die mit großen Emotionen verknüpft sind. Jeder hat eine eigene Galerie von Situationen voller unvergesslicher Details. Meist sind es private Erlebnisse.

Es gibt aber auch gesellschaftliche Ereignisse, bei denen fast alle sagen können, was sie gemacht haben: die Mondlandung, der Terroranschlag am 11. September 2001.

Bei mir und vielen anderen ist es der 9. November 1989. Der Tag, an dem die Mauer fiel: unvorhersehbar und bis heute eigentlich unfassbar.

Um 18.57 Uhr hatte Günter Schabowski im Namen der SED-Führung zur Presse gesagt: „... haben wir uns entschlossen, heute, äh, eine Regelung zu treffen, die es jedem Bürger der DDR möglich macht, äh, über Grenzübergangspunkte der DDR, äh, auszureisen.“ Verwirrung im Saal. Nachfragen. Dann der entscheidende Satz, ganz lapidar: „Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort. Unverzüglich.“

Wir studierten an der Humboldt-Universität und wollten am Abend ins Kino „Volkshaus“, vorher saßen wir in einer Kneipe. Der Kellner brachte die Rechnung und tuschelte: „Jeder kann jetzt rüber. Ham se im Radio jesagt.“ Wir fragten: „Reisen oder Ausreisen?“ Er antwortete: „Ausreisen.“ Wir sagten: „Das wollen wir nicht. Wir bleiben hier.“ Der Kellner sagte mit glänzenden Augen, die das Gegenteil verkündeten: „Icke och.“

Ich habe vergessen, welcher Film kam. Niemand von uns erinnert sich an den Film. Jedes Jahr Anfang No-

vember nehme ich mir vor, es zu recherchieren. Inzwischen weiß ich, dass es egal ist, denn das, was danach kam, war viel zu groß für das davor.

Der Tag ist das wahrhaft historische Datum jener Umbruchszeit. Doch er wird vom offiziellen Blick zweitrangig behandelt. Das zeigt sich auch in diesem Herbst, in dem die Nation über den Niedergang von SPD und CSU debattiert und das nahe Ende von Merkels Kanzlerschaft. Es köchelt auch wieder eine Ost-Debatte, denn im Osten ist der Aufstieg der AfD besonders stark. Also sprechen Politiker wieder mahnende Worte, dass der Osten nicht vergessen werden dürfe.

Sie machen es aber nicht am 9. November, der vor 29 Jahren ein Tag der Euphorie war. Nein. Gefeierte und gemahnt wird am 3. Oktober, am bürokratischen Vollzugsdatum der Einheit. Es ging sowieso schon bald nicht mehr darum, dass die Ostdeutschen erst zaghaft, dann hunderttausend-

Wir waren jung und naiv, so wie es in diesem Alter sein soll. Der Zufall hatte uns in dieses Land hineingeboren, und wir machten das Beste daraus. Wir hatten noch keine großen Ziele im Leben, wollten uns verlieben, Spaß haben, uns betrinken. Politisch waren wir so altklug, wie man es mit 23 nun mal ist.

fach auf die Straße gegangen sind. Lieber wurden andere Storys erzählt: So glaubt nicht nur David Hasselhoff, dass er die Osis mit Sturz der Mauer inspiriert hat. Dann wurde „Wind of Change“ zur Mauerfall-Hymne – ein Song, den die Scorpions erst 1991 veröffentlicht haben.

Am 9. November standen wir nach dem Kino auf der „Straße der Befreiung“, die so tot war, wie eine Ausfallstraße aus der Hauptstadt der DDR abends nun mal war. Ein paar Schwarztaxis, ein paar Angetrunkene. Berlin lag schon im Bett. Wir fuhren nach Biesdorf und schalteten im Studentenclub den Fernseher an.

Nachrichten zu schauen war damals Pflicht. Und da sahen wir sie: Die Leute, die am Brandenburger Tor riefen: „Die Mauer muss weg!“ Kurz danach schauten wir in die begeisterten Gesichter von denen, die sich den Gang über die Grenze ertrötzt hatten. Ein Freund rief: „Ich muss dabei sein.“ Nun gab es kein Halten mehr. In jenen Tagen bestand zwar die Gefahr, dass der Staat durchgreift – wie es üblich ist, wenn offensichtlich wird, dass ein marodes Staatsgebilde wegsackt. Doch wir hatten ein wenig Demo-Erfahrung und gingen übermütig davon aus, dass auch an diesem Tag kein Schuss fallen wird.

Jemand lief zur Telefonzelle und

bestellte Taxis. Wir planten eine Republikflucht, eine schwere Straftat. Wir nahmen Taxigeld mit, Personalausweise und jeder eine Flasche Sekt. Zu den Leuten, die im Club blieben, sagten wir: „Wir zahlen, wenn wir aus dem Westen zurück sind.“

Dem Taxifahrer sagten wir, als sei es ganz normal: „Nach West-Berlin bitte.“ Er grinste. „Welcher Übergang?“ Wir hatten keine Ahnung. Das einzige, was wir vom Westen kannten, war der Reichstag, den man vom Bahnhof Friedrichstraße aus sah. Über den richtigen Grenzübergang hätten wir erst kurz vor der Rente nachgedacht, wenn uns der Staat die erste West-Reise erlaubt hätte. „Also Invalidenstraße“, sagte der Fahrer.

In der DDR konnten Tage wie Minuten vergehen, aber nicht, weil so viel, sondern weil so wenig passierte – besser gesagt: fast immer das gleiche. Das war gut fürs Herz, weil die

Lauf seiner Kalaschnikow hatte jemand eine gelbe Blume gesteckt.

Wir waren jung und naiv, so wie es in diesem Alter sein soll. Der Zufall hatte uns in dieses Land hineingeboren, und wir machten das Beste daraus. Wir hatten noch keine großen Ziele im Leben, wollten uns verlieben, Spaß haben, uns betrinken.

Politisch waren wir so altklug, wie man es mit 23 nun mal ist. Wir redeten fast nie über Geld, über Honecker oder die SED, lieber über Frauen, den Sinn des Lebens oder gute Jeans, aber noch lieber über Musik. Das neue Album der Pixies war mein Schatz, den ich im Sommer aus Ungarn mitgebracht hatte, statt wie andere in den Westen zu gehen. Heimlich war ich ein wenig stolz darauf, dass ich es mir mit dem schweren Gang in den Westen nicht leicht gemacht hatte.

Wir waren staatstragend genug, um studieren zu dürfen, aber auch klug genug, um billige Propagandalü-

das legendäre West-Berlin sein? Wir kannten zwei Namen: Kudamm und Gedächtniskirche. Ein Spaziergänger mit Hund sagte: „Kudamm? Das sind bestimmt vier Kilometer.“

Wie im Urlaub hielten wir den Daumen in den Wind. Dieses Mal stoppten ganz schnell Autos. In jener Nacht war jeder, der wach war, ein Freund. Zwanzig Minuten später standen wir an der Gedächtniskirche.

Wir ließen uns durch West-Berlin treiben, ohne darüber nachzudenken, ob unser Tun irgendwelche Konsequenzen haben könnte. Da offenbar alle Osis nur den Kudamm kannten, gab es dort eine unvorstellbare Freudendemo. Alle ließen ihr Glück an den Trabis aus und klopfen auf deren Dächer. Die Trabis hielten stand, und die Insassen lächelten selig. Niemand wieder waren sich Ost und West so nah wie in dieser Nacht.

Wir waren euphorisiert und zukunfts-froh. Im nächtlichen Glitzer des Kudamms dachten wir nicht darüber nach, ob es den viel diskutierten Dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus geben könnte. Wir waren einfach glücklich. Wir ahnten nicht, wie groß die Probleme der Einheit sein würden. In jener Nacht schien alles leicht: Das Öffnen der soeben noch unzerstörbaren Mauer oder das Schließen einer Freundschaft. Ich steckte mir eine Karo an, und ein Fremder sagte: „Ich bin zwar aus dem Westen, aber ich liebe diese Zigaretten. Hast du eine?“

Ich schaute in die Schachtel und gab ihm meine allerletzte Karo. Wir rauchten und quatschten, dann lief er plötzlich los, kaufte eine Schachtel Roth-Händle und schenkte sie mir.

Er war Pressefotograf und hatte gerade seinen Auftrag abgebrochen: Er sollte DDR-Flüchtlinge in einem Notaufnahmehotel an der Grenze fotografieren. Nun machte er ein Foto von uns vor der Gedächtniskirche. Die Turmuhr stand auf 2.40 Uhr. Die Stadt dröhnte, Autos hupen unablässig, und die Menschen grölten sich heiser. Es roch nach Silvester.

Wir gingen in eine Kneipe. Der Fotograf wollte eigentlich nur kurz bleiben und dann noch mehr Bilder dieser Nacht einfangen. Doch wir redeten und redeten. Er kramte sein letztes Geld zusammen und bestellte Bier für uns, bis er pleite war.

Von jener Nacht blieben mir neben den Erinnerungen ein Bierdeckel aus der Kneipe und ein Freund fürs Leben, der irgendwann mit dem Foto aus dieser denkwürdigen Nacht vor meiner Tür stand.

Nie hätten wir gedacht, dass diese Zeit des begeisterten Zuhörens und des gegenseitigen Erzählens zwischen Ost und West schneller enden würde als bei Verliebten. Wir dachten nicht, dass die überrordende Sympathie bald von Vorurteilen besiegt werden würde und dass es bei vielen in billi-

gen zu durchschauen. Wir liehen uns gegenseitig verbotene Bücher wie Stephan Heyms „Schwarzenberg“ oder Georg Orwells „1984“ und glaubten in unserer Naivität daran, dass sich die DDR verändern ließe.

In jener Nacht verließen wir dieses Land ohne Wehmut. Auf der anderen Seite ein Empfangskomitee. Leute, die ich für Spießler hielt, jubelten mir zu – dem Langhaarigen in Lederjacke. Nie wieder drückten uns so viele Fremde ihre Küsse ins Gesicht. Die Massen öffneten ein Spalier für uns. Es war ein wenig beschämend: Was hatte wir schon geleistet, außer ein paar Mal zu demonstrieren?

Ein Stück weiter, dort, wo die Scheinwerfer nicht hinreichten, die erste Ernüchterung. Ein Bettler fragte uns: „Kriege ich auch einen Schluck Sekt ab?“

Der Westen lag vor uns wie ein großes Versprechen. Über ihn wussten wir zwar mehr als die meisten Westdeutschen über den Osten, weil wir fast nur Westfernsehen schauten, aber wir hatten keinen blassen Schimmer, was sich wo in West-Berlin befand. Die Landkarten der DDR endeten an der Mauer, dahinter gab es kein Leben: West-Berlin – eine weiße Fläche, eine Geisterstadt.

Wir liefen los, aber es gab nur Wiesen und eine leere Straße. Das sollte